

Christian HANDSCHUH, *Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum, Religiöse Welt- und Gegenwartskonstruktionen in der Katholischen Spätaufklärung (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 81)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2014. 262 S. ISBN 978-3-515-10604-7. € 52,-

Noch heute hält sich das Urteil von der Unvereinbarkeit von Katholizismus und Aufklärung. Um 1900 hatte die junge Gesellschaftswissenschaft geglaubt, dass Katholiken – anders als Protestanten – in der rationalen ‚modernen Welt‘ nicht mithalten, die nationale Idee in Deutschland nicht mittragen und die neue Wirtschaftsethik nicht mitdenken könnten.

Diese Denkmuster machten die liberalen, für Erneuerung offenen und dezidiert aufgeklärten Strömungen unsichtbar, die schon vor 1800 innerhalb des Katholizismus existierten. Allerdings leistete hierbei der ab 1840 machtvoll einsetzende ultramontane und bis ins 20. Jahrhundert wirkende antimoderne Katholizismus einen wesentlichen Beitrag. Auch kirchenintern galt der aufgeklärte Katholizismus lange Zeit als transitorisch, wirkungslos oder gescheitert, der Forschung nicht wert.

Doch spätestens seit dem Erscheinen des Biobibliographischen Handbuchs von Böning/Siegert ist klar, dass das Themenspektrum Aufklärung – Spätaufklärung – katholische Volksaufklärung in vielfältiger Form bearbeitet ist: Die pädagogische, germanistische, kulturwissenschaftliche und historische Forschung hat viel Neues an den Tag gebracht. Trotzdem nahm sich der Theologe und Historiker Christian Handschuh in seiner Dissertation nochmals dem Themenfeld an. Bislang fehlte es in der Tat an Forschung, die die theologisch-religiösen Denkmuster der kirchlichen Aufklärer exakt rekonstruiert, damit die Motive der aufklärerisch agierenden Kirchenmänner deutlich macht und erläutert, warum katholische (Volks-)Aufklärer in einigen Bereichen besonders oder weniger aktiv waren.

Der Autor stellt „religiöse Welt- und Gegenwartskonstruktionen in der katholischen Spätaufklärung“ im deutschen Südwesten dar. Um 1800 wirkten während der Amtszeit von Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1840) hunderte hochmotivierter aufgeklärter Pfarrer im Gottesdienst, von Ambo und Kanzel aus, aber ebenso in Schule, Stall und Feld in aufklärerischem Sinne. Katholische Volksaufklärung sollte aus dem Kirchenraum hinaus in den Alltag der Menschen wirken.

Nach zwei einleitenden Kapiteln, in denen der Autor den Forschungsstand aufzeigt und den Aufklärungs- und Vernunftbegriff behandelt, stellt er vornehmlich in den Kapiteln 3 und 4 das theologische Grundkonzept der Aufklärer, also den aufgeklärten Blick auf Theologie und Welt dar. Ihr gewandeltes Gottesbild ließ die Aufklärer übernatürlichen Offenbarungsglauben und Vernunft vereinbaren, ihr Geschichtsbild ließ das aufgeklärte Zeitalter als das „wahre“ erscheinen, sodass innerkirchliche Reformen legitimiert waren. Das Menschenbild ging vom Individuum aus, ließ damit Raum für Eigeninitiative, verpflichtete den Einzelnen aber auch zu einer lebenslangen, an den Geboten und dem Vorbild Christi orientierten Lebensgestaltung.

Das gewandelte Gottes-, Welt- und Menschenbild veränderte die „aufgeklärt-katholische Wirklichkeitskonstruktion“ der Aufklärer; es entstand ein neues „Seelsorgskonzept“. Hierin wurde der bürgerlichen Familie eine tragende Rolle zugeschrieben; sie ist „Keimzelle des gesellschaftlichen Lebens“. Der Staat wird als Organisator der christlich-bürgerlichen Gesellschaft verstanden. Die Kirche ist dagegen exklusiv für den Heilserwerb zuständig und damit für die innere und äußere Bildung der Menschen. Gemeinsame Aufgabe von Staat und Kirche sollte es sein, religiöse Bildung und praktische, „religiös fundierte Sitten- und

Tugendlehre“ zu ermöglichen und zu garantieren. Neben der Familie ist die Schule, sind Gottesdienst und Predigt, ja selbst Kirchenmusik und Segnungen Medien der Vermittlung; Sakramente gelten (nur noch) als Verstärker der Religiosität.

Dem Kölner Kirchenhistoriker Christian Handschuh ist es auf Grund seines theologischen Fachverständs und durch die konsequent hermeneutische Herangehensweise gelungen, die katholische Spätaufklärung exakter zu verstehen: Von innen heraus und aus dem Blick der Handelnden.

Maria E. Gründig

Matthias BLUM / Rainer KAMPLING (Hg.), *Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus, Neutestamentliche Exegeten der „Katholischen Tübinger Schule“ im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd.79)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012. 271 S. ISBN 978-3-515-10199-8. € 52,-

Wer sich, von außerhalb der Theologie kommend, mit Kirchengeschichte befasst, oder wer als historisch interessierter, aber der Bibelwissenschaft nicht nahe stehender Theologe auf das vorliegende Werk aufmerksam gemacht wird, könnte angesichts des Titels versucht sein, den Band rasch wieder zur Seite zu legen oder ihn gleich gar nicht zur Hand zu nehmen. Doch das wäre möglicherweise ein wenig voreilig, denn es gibt gute Gründe, sich doch mit dem Werk zu befassen. Theologiegeschichte ist zweifellos ein nicht unwesentlicher Teil der Kirchengeschichte, und Entwicklungen oder Erkenntnisfortschritte in einem theologischen Fach wirken immer auch auf die Nachbarfächer zurück. Gerade die katholisch-kirchliche Historiographie, die früher zumeist ganz klar teleologisch ausgerichtet war – und es in Teilen vielleicht noch immer ist –, musste sich natürlich betroffen fühlen, wenn neue Ansätze in der biblischen Exegese eine neue Deutung der heilsgeschichtlichen Aspekte der Kirchengeschichte nahelegten.

Schon die beiden Schlüsselworte „katholische Aufklärung“ und „Ultramontanismus“, ohne die die Kirchengeschichtsschreibung für das 19. Jahrhundert kaum auskommen kann, legen die Vermutung nahe, es müsse in dem Band um mehr gehen als „nur“ um die Bibelwissenschaft. So reicht denn auch das Spektrum der Beiträge von Ina Ulrike Pauls Beitrag „Katholiken und Protestanten ... nunmehr zu Brüdern umgewandelt?“, der anhand des „Ringens[s] um die faktische Parität der Konfessionen“ das spannende und nicht wenig konfliktbeladene Verhältnis von „Staat und katholischer Kirche in Württemberg im 19. Jahrhundert“ schildert, bis hin zu Otto Weiß' sehr beachtenswertem – und diskussionswürdigem – Versuch, unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Theologie?“ wesentliche „Tendenzen und Strategien katholischer Theologie im 19. Jahrhundert“ knapp und pointiert darzustellen.

Im Zentrum des Bandes steht aber die Beschreibung von Leben und Werk mehrerer Tübinger Theologen des späten 18. und 19. Jahrhunderts, namentlich Peter Alois Gratz (1769–1849), Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831), Martin Joseph Mack (1805–1885), Joseph Gehring (1803–1856), Moritz von Aberle (1819–1875) und Paul von Schanz (1841–1905). Schon die Lebensdaten deuten an, dass in der Art und Weise, wie diese Neutestamentler ihr Fach und ihre Aufgabe verstanden, das theologiegeschichtliche Spektrum zwischen Spätaufklärung und Ultramontanismus abgedeckt ist, und die Titel bzw. Untertitel der Beiträge – und natürlich die Aufsätze selbst – bestätigen dies, indem sie den weiten Weg andeuten, den die katholische Bibelwissenschaft von der „moralischen“ Deutung im Geiste der Aufklärung